

RICARDA LANG
STEFFEN MAU

DER GROSSE UMBRUCH

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

EIN GESPRÄCH
ÜBER KRISEN, KONFLIKTE
UND KOMPROMISSE

ullstein 

Ricarda Lang | Steffen Mau
DER GROSSE UMBRUCH

Ricarda Lang | Steffen Mau

DER GROSSE UMBRUCH

Ein Gespräch über Krisen,
Konflikte und Kompromisse

ULLSTEIN



ISBN 978-3-550-20449-4

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Lektorat: Christof Blome

Gesetzt aus Aldus nova Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

INHALT

Vorwort	7
Prägungen	11
Soziale Ungleichheit und die Kulturalisierung von Konflikten	37
Gesellschaftlicher Diskurs und Affektpolitik	71
Politische Willensbildung im Zeitalter der Aufmerksamkeitsökonomie	97
Veränderungerschöpfung und Disruption	116
Krise der Staatlichkeit	141
Parteien unter Druck	166
Das Ende vom Ende der Geschichte	180
Polarisierung und Feindbilder	213
Demokratie als Lebensform	236
Gelingensbedingungen von Staatlichkeit	252
Politische Partizipation und Mobilisierung	279
Kann sich das Modell Deutschland neu erfinden?	300
Perspektiven progressiver Politik	320

Parteien als Motoren der Veränderung?	343
Gesellschaftliche Vielfalt und neue Mehrheiten	358
Soziale und ökologische Frage	371
Register	387

VORWORT

Noch während der Zeit der Ampelkoalition kamen wir ins Gespräch – und wir hatten, das stellten wir schnell fest, einander viel zu sagen. Tages- wie weltpolitische Themen, internationale wie nationale Wahlergebnisse und nicht zuletzt das Buch *Triggerpunkte* (das innerhalb der Regierung auf reges Interesse stieß) führten, ganz unabhängig von parteipolitischen Fragen, zu einem wiederkehrenden Austausch. Das Interesse der Politikerin an der Soziologie und des Wissenschaftlers an der praktischen Politik erwies sich als gute Grundlage, und die Gespräche waren für uns entsprechend gewinnbringend. Daher beschlossen wir, die Leserinnen und Leser an unseren Gedankengängen teilhaben zu lassen – in Form dieses Gesprächsbandes. Er ist Ausdruck unseres eigenen Nachdenkens angesichts der vielen Herausforderungen unserer Zeit.

Sehr schnell erwies sich bei unseren Zusammentreffen, dass wir die verschiedenen Themen nicht getrennt voneinander, sondern immer im Kontext betrachten müssen, um der Komplexität der Dinge gerecht zu werden. Der große Umbruch, den wir nicht nur spüren, sondern auch an vielen Indizien dingfest machen können,

betrifft eben fast alle Lebens- und Gesellschaftsbereiche: Die gesellschaftlichen Fliehkräfte etwa hängen unweigerlich mit der weltweit und auch bei uns ausgeprägten sozialen Ungleichheit zusammen; die zunehmenden geopolitischen Veränderungen und die ökologischen Krisen verdeutlichen die Notwendigkeit, Probleme schneller, direkter und mit neuen Mitteln anzugehen; die veränderte Öffentlichkeit führt zu neuen Formen der Politisierung und zu dynamisierten Konflikten.

Und wenn die verschiedenen Zäsuren den Ausgangspunkt unserer Betrachtungen bildeten, so mündeten unsere Gespräche sehr oft in der grundsätzlichen Frage: Wie reformfähig ist unser Land mit Blick auf seine unleugbaren Defizite, seien sie gesellschaftspolitischer, ökologischer oder ökonomischer Natur? Wie verändern sich die politischen Steuerungsmöglichkeiten angesichts zahlreicher Krisen? Wie gut und wie zügig können die demokratischen Parteien dem Umstand entgegenwirken, dass ihre Problemlösungskompetenz infrage gestellt wird? Welche Möglichkeiten gibt es, die Bearbeitung diverser Strukturbrüche in eine konstruktive Richtung zu lenken – und einen Optimismus dahingehend zu entfachen, dass unsere Gesellschaft in Zeiten des Umbruchs an Stärke gewinnt?

Hilfreich bei dem Versuch, sich solchen Fragen anzunähern, war, dass wir dies von zwei Seiten betrieben haben: der soziologischen und der politischen. Es war zudem das Aufeinandertreffen zweier Generationen und auch zweier unterschiedlicher Sozialisationen, Ost und West – was den Meinungsaustausch zusätzlich befruchtete.

Dass dieses Buch keine einfachen Antworten auf die drängenden Fragen unserer Zeit bietet, liegt auf der Hand. Es wird aber, so hoffen wir, allen Leserinnen und Lesern den Blick auf die aktuellen Notwendigkeiten erweitern und auch darauf, welche Möglichkeiten wir haben, unsere Demokratie auch in Zeiten des Umbruchs stark und lebendig zu halten. Und es ist eine Einladung, die von uns angesprochenen Themen weiterzudenken und weiter zu diskutieren – mit uns und miteinander.

Der Ullstein Verlag gab uns Gelegenheit, die Gespräche zu diesem Buch in seinen Räumen zu führen. Die Moderation übernahm Christof Blome, der unseren Austausch durch wichtige Fragen bereicherte und auch die Redaktion des Buches übernahm. Er hat mit seinem Gespür für Text und Struktur aus unseren oft sprunghaften Diskussionen ein Buch gemacht – wir danken ihm dafür von Herzen. Darüber hinaus danken wir Katja Bloch für ihre hilfreiche Mitarbeit. Christoph Steskal und Julika Jänicke haben die Entstehung des Buches umsichtig begleitet und unterstützt.

Wir wünschen Ihnen und Euch eine erhellende Lektüre – und Zuversicht in diesen Zeiten des großen Umbruchs.

Ricarda Lang
Steffen Mau
im September 2025

PRÄGUNGEN

Frage: Ricarda, du bist in einem der wohlhabendsten Bundesländer groß geworden, in der Stadt Nürtingen, nicht weit von Stuttgart. Deine Familie war aber nicht ganz so wohlhabend. Wie würdest du deine Herkunftswelt, dein Aufwachsen beschreiben?

Lang: Nürtingen ist die Stadt, die von ihrem wahrscheinlich bekanntesten Kind, Harald Schmidt, einmal als der Ort bezeichnet wurde, wo Armsein bedeutet, dass man sich im Freibad nicht die dritte Capri-Sonne oder das dritte Calippo leisten kann. Ganz so rosig sind die Verhältnisse dort nicht, aber im Großen und Ganzen hatte ich eine behütete Kindheit. Ich habe mit meiner Mutter und mit meiner Großmutter zusammengelebt, wurde also sehr stark von zwei Frauen geprägt, die sehr unterschiedlich waren.

Meine Oma war Pfarrfrau und hat sich sehr über ihre Rolle in der Gemeinde definiert, aber auch über ihre Rolle als Mutter, als Großmutter, als Hausfrau. Daraus hat sie viel Stolz gezogen. Meine Mutter war Sozialarbeiterin, alleinerziehend. Beide standen für mich immer sehr dafür, in einer Welt, die es einem nicht nur einfach macht – gerade meiner Mutter nicht: mit 25 schwanger

geworden, nie viel Geld gehabt –, einen eigenen Weg zu finden, sich nicht von außen definieren zu lassen, sondern sich selbst definieren zu können.

Ich habe meine Kindheit nicht in Armut verbracht. Wenn man über das Thema »Aufwachsen« spricht, erzählen viele Geschichten, die wie *Charlie und die Schokoladenfabrik* klingen – so war es bei mir nicht. Wir konnten vom Gehalt meiner Mama leben, aber natürlich nicht ständig in den Urlaub fahren. Und wenn eine große Anschaffung notwendig war, machte sich meine Mutter auch mal Sorgen, was das für die Zukunft bedeuten würde.

Auf meiner Schule gab es wenige Kinder, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Dort habe ich das sehr wohlbehütete Nürtingen erlebt: wenige Alleinerziehende, in den meisten Familien eine klassische Aufteilung. Der Vater hatte einen guten Job, verdiente viel, die Mutter hat – wenn überhaupt – halbtags gearbeitet, war viel zu Hause. Schon im Kindergarten wurde man komisch angeguckt, wenn man nach 12 oder 13 Uhr noch da war. Vor allem meine Mutter wurde komisch angeguckt, ich selbst habe das ja damals noch gar nicht ganz verstanden.

Umso interessanter war dann die Erfahrung für mich, als ich mit 15 ein Austauschjahr in England gemacht habe.

Mau: Wo genau?

Lang: In Kidderminster war das, in der Nähe von Birmingham. Klassische ehemalige Industriestadt, sehr stark von der Deindustrialisierung betroffen, sehr viel Armut und Perspektivlosigkeit. Mir sind da zwei Dinge

aufgefallen. Zum einen, was es für einen Unterschied macht – unabhängig vom eigenen Einkommen oder dem der Eltern –, wie die Infrastruktur vor Ort aussieht; ob man also in einer Stadt lebt, die von einem klammen kommunalen Haushalt geprägt ist, oder ob ins Freibad, ins Hallenbad investiert wird.

Zum anderen habe ich dort das erste Mal erlebt, dass Menschen sich über die sozialen und ökonomischen Verhältnisse definieren und Begriffe dafür haben. Also zum Beispiel »Klasse«. Jugendliche in meinem Alter haben dort gesagt: »We're not going to go to that university, because we're working class.« Den Begriff »Klasse« gab es für mich davor überhaupt nicht. In Kidderminster war er allen geläufig.

Mau: Das ist ja auch eine deutsche Nachkriegstradition gewesen, »Klasse« tendenziell abzulehnen und durch den harmonischeren Begriff »Schicht« zu ersetzen, weil der Begriff »Klasse« aus der Marx'schen Tradition kommt und eine bestimmte Vorstellung gesellschaftlicher Grundkonflikte damit verbunden wurde. Er wurde oft als Kampfbegriff verstanden. Aber in der angelsächsischen Welt ist »Klasse« der Standardbegriff, auch für das, was wir vielleicht soziale Schicht nennen würden. Da liegen schon Welten zwischen den Ländern. Allerdings gibt es im deutschen Kontext auch einen auf Max Weber zurückgehenden Klassenbegriff, der sich eher an Marktchancen und den Möglichkeiten der Einkommenserzielung orientiert. Inzwischen wird der Begriff der Klasse aber recht pragmatisch und ohne großen Theorieüberbau verwendet, um strukturierte Ungleichheiten zwischen Gruppen zu erfassen.

Lang: Nach meiner Erfahrung zielte der Begriff bei den Menschen in England gar nicht immer nur auf das Antagonistische, sondern war einfach Teil der Lebenswelt. Ich verstehe, dass es Kritik am Klassenbegriff gibt, weil er unsere ökonomische Welt an vielen Stellen unzulänglich beschreibt. Wenn man etwa von »Arbeitern« spricht, haben die meisten erst einmal einen Industriearbeiter mit Bauhelm vor Augen, nicht die vielen Menschen im Dienstleistungsbereich, die ja auch Arbeiter oder in den meisten Fällen Arbeiterinnen sind. Dennoch glaube ich, dass die Abwendung von solchen Begriffen bei uns dazu beigetragen hat, dass wir manche Probleme nicht in Angriff nehmen, weil schon die Begriffe fehlen, um sie zu fassen, zu begreifen und zum Ausgangspunkt für politisches Handeln zu machen. Das Fehlen von Begriffen führt zur Verschleierung und damit zur Nichtbehandlung.

Frage: Deine politische Karriere hat damit begonnen, dass du als 18-Jährige bei den Grünen eingetreten bist. Warum hast du dich gerade für diese Partei entschieden?

Lang: Ich würde vielleicht damit anfangen, dass ich während meiner Jugend gar nicht sonderlich politisch war. Deshalb fand ich es auch immer wahnsinnig faszinierend, wenn ich in den vergangenen Jahren 14-Jährige getroffen habe, die sich bei Fridays for Future engagiert und Demonstrationen organisiert haben. Mit 14 war ich mit allem auf der Welt beschäftigt, aber nicht mit dem Klima, und wenn, dann höchstens mit dem Klima im Freundeskreis.

Mit 18 hat sich das schlagartig verändert, als meine Mutter ihren Job im Frauenhaus in Sindelfingen verlo-

ren hat. Ihr wurde nicht gekündigt, sondern das Frauenhaus hat komplett zugemacht. Ich war erst einmal sehr, sehr wütend über diese ganz konkrete Situation. Ich denke, wir vergessen in vielen Debatten manchmal, was Arbeitsplatzverlust und Arbeitslosigkeit nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für deren Familien bedeuten. Meine Wut war aber auch allgemeiner. Ich habe ja mitbekommen, wie hart meine Mutter gearbeitet hat und dass sie den Job trotzdem gern gemacht hat, weil sie wusste, sie tut damit etwas Gutes für Frauen und Kinder, die vor der Hölle im eigenen Zuhause fliehen. Und dann wird genau dort gespart, wo diese Menschen Schutz finden?

Es war meine Tante, die damals zu mir kam und meinte: Rici – das war mein Spitzname in der Kindheit und Jugend –, willst du nicht irgendetwas daraus machen? Also nicht bei dieser Wut stehen bleiben, denn Wut ist zwar oft berechtigt, aber auf Dauer auch destruktiv, da sie auf Rache oder Zerstörung und nicht auf Veränderung ausgerichtet ist. Ich dachte, ja, kann ich einmal probieren, und habe angefangen, mir die Parteien genauer anzuschauen. Dort habe ich gemerkt, meine Erfahrungen, auch die Erfahrungen meiner Mutter, sind nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie sind Teil von gesellschaftlichen Verhältnissen und als solche veränderbar. Dadurch bin ich vom Objekt, das ertragen muss, zum politisch handelnden Subjekt geworden. Das war ein Befreiungsschlag.

Es wären ein paar Parteien infrage gekommen. Die Linkspartei gab es damals in Baden-Württemberg so gut wie nicht, die hat keine Rolle gespielt, und in der SPD wa-

ren sehr viele ältere Herren. Insofern war es am Anfang eher ein lebensweltliches Ding: Bei den Grünen waren ein paar jüngere Leute, etwas mehr Frauen, da habe ich mich wohler gefühlt. Und ich fand die Verbindung der Themen spannend. Ich hatte das Gefühl, ich muss mich nicht entweder für Sozialpolitik oder für Frauen oder für die Umwelt interessieren, sondern die Dinge werden hier stärker zusammengedacht. Ökologie war für mich damals gar nicht das prägende Thema, das hat sich erst durch meine Politisierung und dann später durch das steigende Bewusstsein für die Freiheitsverluste durch ökologische Krisen verändert. Der Umweltschutz hat mich also nicht zu den Grünen gebracht, sondern die Grünen haben mich zum Umweltschutz gebracht.

Frage: Du bist Jahrgang 1994, also nach der Vereinigung geboren. Kannst du dich noch an deine ersten Besuche in Ostdeutschland erinnern? Hast du da wahrgenommen, dass das ein Landesteil ist, der mal ein anderes politisches System hatte, dass es da Unterschiede gab, die über die in Deutschland ja ohnehin sehr ausgeprägten regionalen Unterschiede hinausgehen? Wenn du als Schwäbin nach Schleswig-Holstein kommst, wirst du ja höchstwahrscheinlich auch große Mentalitätsunterschiede feststellen.

Lang: Auf jeden Fall, auch schon in Köln, da muss ich nicht nach Kiel oder Chemnitz. Aber im Ernst: Das ist eine interessante Frage, weil ich ehrlicherweise gar nicht sagen kann, wann ich das erste Mal in Ostdeutschland war. Ich hatte zunächst gar kein Bewusstsein für Ost- und Westdeutschland. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, dass wir, als ich klein war, Urlaub in der Meck-

lenburgischen Seenplatte gemacht oder Freunde meiner Mutter in Leipzig besucht haben. Aber ich könnte im Rückblick nicht sagen, dass ich mir damals gedacht habe: Jetzt fahren wir nach Ostdeutschland. Für mich waren die Wiedervereinigung und die DDR total historisiert – etwas, worüber ich im Geschichtsunterricht gelernt hatte. Ich wusste, dass es passiert ist, und abstrakt war ich mir natürlich darüber im Klaren, dass das zeitlich alles näher liegt als andere Teile unserer Geschichte.

Aber es hatte überhaupt nichts mit meiner Gegenwart zu tun. Für die Konflikte, die es zu meiner Zeit gab, Stichwort Baseballschlägerjahre, war ich, wenn ich ehrlich bin, ziemlich ignorant. Ich habe das Gefühl, Teil einer Generation zu sein, in der lange Zeit gar nicht über das Thema geredet wurde. Selbst als ich bei der Grünen Jugend angefangen habe, Politik zu machen, waren da zwar Leute aus dem Osten dabei, aber die haben das eher verschwiegen oder weggeschoben.

Erst in meinen Zwanzigern hat sich das verändert. Zum einen durch den Kontakt mit der Generation von Bündnis 90, Parteifreunden wie Werner Schulz oder Marianne Birthler, die ihre eigene Geschichte mitbrachten. Sie haben mir eine ganz andere Perspektive auf Ostdeutschland, vor allem aber auf das Thema Freiheit eröffnet. Freiheit war für mich ein abstrakter Begriff. Er tauchte immer und überall auf, aber so richtig viel konnte ich mir nicht darunter vorstellen. Die Generation Bündnis 90 hat mir vermittelt, dass Freiheit auch bedeuten kann, erst einmal dafür kämpfen zu müssen, frei sein zu dürfen. Zum anderen haben in den vergangenen Jahren Freundinnen von mir, die aus Ost-

deutschland kommen, zunehmend ein neues Selbstbewusstsein entwickelt und Debatten eingefordert. Das hat mich geprägt.

Frage: Steffen, du bist im heutigen Mecklenburg-Vorpommern groß geworden. Das ist ein Bundesland, das nicht dafür bekannt ist, wohlhabend zu sein, und damals gab es das ja auch noch gar nicht, sondern es war der Bezirk Rostock der DDR. Wie erinnerst du dich an dein Aufwachsen? Welche prägenden Momente fallen dir ein?

Mau: Erst einmal ist es ganz interessant zu beobachten, dass Ricarda und ich ja in vielerlei Hinsicht ein ziemliches Kontrastprogramm sind, also nicht nur Mann und Frau, sondern auch Norden und Süden, Ost und West, unterschiedliche Generationen; ich komme aus der Wissenschaft, du bist professionelle Politikerin, und wahrscheinlich könnte man noch eine ganze Menge mehr aufzählen, auch politische und weltanschauliche Fragen. Auch deshalb ist es reizvoll, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Für mich sind natürlich das Aufwachsen in der DDR und auch die Friedliche Revolution im Herbst '89 ganz zentrale biografische Referenzen und Wegmarken. Das ist die primäre politische Sozialisation, die ich gar nicht einfach abschütteln kann und von der ich auch heute noch zehre, persönlich wie wissenschaftlich. Dieser Übergang von einem alten System, das politisch, ökonomisch und moralisch abgewirtschaftet hatte, dann das ereignisreiche Interregnum im Jahr 1990 und schließlich der Beitritt zur Bundesrepublik und das Neulernen eines ganzen sozialen und politischen Koor-

dinatensystems haben mich sehr geprägt. Der Zusammenbruch eines kompletten gesellschaftlichen Systems quasi über Nacht war schon eindrucksvoll, ebenso die gewaltige Transformation, die Ostdeutschland danach durchlaufen hat.

Mein Aufwachsen in der DDR war erst einmal ganz normal. Ich bin in einem Plattenbaugbiet in Rostock in den 70ern und 80ern groß geworden. Wie das so ist: Als Kind wächst man in einer bestimmten Umgebung auf und hat keine reflektierende Distanz dazu, die entwickelt sich erst später, wenn man andere Sachen kennenlernt, wenn sich vielleicht auch die Zeiten ändern. Dann guckt man noch einmal anders drauf, ist manchmal befremdet, dass der SED-Staat doch so lange hielt und auch in größeren Bevölkerungsteilen Loyalitäten erzeugen konnte, und auch darüber, wie klein die Welt der DDR doch war. Ich gehöre ja zur letzten DDR-Generation, die einen zunehmend distanzierenden, manchmal auch ironischen Blick auf die DDR hatte, die ihr Glück oft im Privaten oder in selbstgewählten Nischen suchte, sich höchstens oberflächlich einpasste. Ein richtiges sozialistisches Hurra-Milieu – wie man damals gesagt hat: die Hundertprozentigen – habe ich außerhalb der Inszenierung von Zustimmung in Schule und Betrieb kaum erlebt. Viele in meinem Umfeld blieben da auf Abstand, waren aber auch keine Oppositionellen. Die Friedliche Revolution war wie das Aufstoßen eines Fensters – endlich war Luft zum Atmen da.

Und was du gerade beschrieben hast, mit dieser Nachwendegeneration, die ein neues Ostbewusstsein entwickelt hat, das beobachte ich so ähnlich ebenfalls

und finde es interessant, weil das etwas ist, das man nach dem Zusammengehen der beiden Staaten gar nicht so gedacht hat. Das war eher eine Sache der Ewiggestrigen und sollte mit dem Ableben der DDR nach und nach verschwinden. Meine Generation beschreibt man üblicherweise als 89er, dazu gab es in den 90er-Jahren einen einschlägigen Diskurs, weil man vermutet hat, dass da eine neue, politisierte Generation im Osten heranwächst, die vielleicht bestimmte Selbstverständlichkeiten infrage stellen kann, die sieht, dass es politische Gestaltungsmöglichkeiten gibt. Das wurde dann eher als neue politische Wachheit und als Reibung an den Verhältnissen verstanden, nicht im Sinne einer ostdeutschen Identitätsbildung. Vielleicht hat man auch gedacht, die Friedliche Revolution habe ein anhaltendes politisches Engagement wachgeküsst, das die kommode und ein wenig selbstgewisse Bundesrepublik mit neuen Impulsen bereichern könne. Denn der Zusammenbruch des Staatssozialismus ging ja nicht von allein vonstatten, sondern kam unter aktiver Mithilfe mindestens von Teilen der Bevölkerung zustande, die auf die Straße gingen, die opponiert und manchmal auch sehr viel riskiert haben.

Aber eine politisierte 89er-Generation, die mitmischte, ein eigenes politisches Vokabular findet oder einen neuen politischen Sound anklingen lässt, ist nicht so richtig entstanden. Es gibt relativ wenige Leute in meinem Alter, die in der Politik oder in anderen gesellschaftlichen Feldern große Einflussmöglichkeiten erlangt haben, sieht man von einigen Spätausläufern der SED ab, die dann in die PDS und die Linkspartei ein-